

Gisela Zifonun

Sprachtypologische Fragestellungen in der gegenwartsbezogenen und der historischen Grammatik des Deutschen, am Beispiel des Relativsatzes

1. Vorbemerkung: die Sehweise der sprachtypologisch arbeitenden Grammatikerin
2. Typologische und historische Sehweise in der Sprachwissenschaft
3. Sprachtypologische Parametrisierung im Projekt „Grammatik des Deutschen im europäischen Vergleich“
4. Anforderungsprofil für Sprachstufengrammatiken
5. Vergleichbarkeit der Phänomenologie in den Sprachstufen, am Beispiel ‚Relativsatz‘
6. Die diachrone Linie
7. Varianzparameter für die Beschreibung des Relativsatzes
8. Die sprachtypologische Parametrisierung des Gegenwartsdeutschen
9. Die diachrone Linie sprachtypologischer Parametrisierung
10. Schlusswort
11. Abkürzungen, Notationen
12. Literatur

1. Vorbemerkung: die Sehweise der sprachtypologisch arbeitenden Grammatikerin

Die Perspektive, aus der ich vortrage und mich mit der Themenstellung auseinandersetze, beinhaltet zwei Positionen: die des gegenwartsbezogenen Grammatikers des Deutschen und die des kontrastiv-typologisch arbeitenden Grammatikers. Beide Interessenlagen – für die erste steht meine Tätigkeit bei der Erarbeitung der IDS-Grammatik (Zifonun/Hoffmann/Strecker et al. 1997) – versuche ich derzeit bei dem neuen IDS-Projekt „Grammatik des Deutschen im europäischen Vergleich“ zu verbinden.

Die Anforderungen, die ich aus dieser Perspektive ableiten werde, sind damit sicherlich nicht typisch für die Nutzer der neu zu erarbeitenden Grammatiken historischer Sprachstufen und auch nicht typisch für die Interessenlage der Teilnehmer des Kolloquiums. Ich hoffe aber, dass sie zumindest beachtenswerte Gesichtspunkte liefern für die Neubearbeitungen.

Zugespißt gesagt: Mich als gegenwartsbezogene Grammatikerin des Deutschen mit sprachtypologisch-kontrastiver Sehweise interessieren historische Sprachstufen nicht als solche. Ich konsultiere entsprechende Gramma-

tiken nicht, um Texte dieser Zeit zu rezipieren und zu interpretieren, auch nicht um der grammatischen Sprachgeschichte des Deutschen als solcher willen, sondern um allgemeinere Schlüsse zu ziehen.

Insofern beziehe ich mich insbesondere auf diejenige der von Oskar Reichmann als Vorgaben für das Kolloquium formulierten Fragestellungen, in welcher der Bezug auf die gegenwartsbezogene Grammatikschreibung, deren sprachtheoretische Anliegen und sprachtypologische Fragen angesprochen wird. Ich zitiere sie hier:

Welche Möglichkeiten gibt es, die Inhalte, die Erkenntnisziele und die textlichen Beschreibungsformen einer historischen Sprachstadiengrammatik auf entsprechende Ziele unterschiedlicher Typen einer gegenwartsbezogenen Grammatik zu beziehen? Mit anderen Worten: Schreibt man eine historisch-synchrone Grammatik so, als gäbe es keine modernen Grammatiken, oder bezieht man – in welcher Form auch immer – insbesondere deren grammatiktheoretische Anliegen und deren allgemeinere sprachtheoretische Vorentscheidungen in die historische Grammatik mit ein? Insbesondere: Welche Rolle sollen sprachtypologische Fragestellungen spielen?

Bevor ich näher auf diese Frage eingehe, skizziere ich kurz den Zusammenhang zwischen typologischer und historischer Sehweise in der Sprachwissenschaft, wie er wissenschaftsgeschichtlich gegeben und wie er aus meiner Sicht heute zu bewerten ist.

2. Typologische und historische Sehweise in der Sprachwissenschaft

Vergegenwärtigen wir uns zunächst in einem kurzen wissenschaftsgeschichtlichen Rückblick das Verhältnis von Sprachtypologie und historischer Sprachwissenschaft in ihren Anfängen und frühen Ausprägungen.

Wesentliche Impulse für die Sprachtypologie gehen auf das frühe 19. Jh. zurück, bzw. auf die philosophisch-rationalistische Tradition des 18. Jh.s, insbesondere die universalistische Grammatiktheorie des Abbé Gabriel Girard (1677–1748) mit ihren Reflexen in der „encyclopédie“ (1757). Die herausragenden Vertreter des typologischen Ansatzes selbst, August Wilhelm Schlegel (1767–1845), Wilhelm von Humboldt (1767–1835), Friedrich Schlegel (1772–1829) und August Schleicher (1821–68), vertraten eine spekulativ-universalistische oder stärker in der Humboldtschen Tradition „ethnolinguistische“ (Ramat 1995: 27) Herangehensweise an den Sprachvergleich. Ziel solcher „philosophischer Vergleichung“, wie Herder es in seiner „Ab-

handlung über den Ursprung der Sprache“ (1772) nennt, war es, Einblick in das Wesen und die Wirkungsweise des menschlichen Geistes anhand seiner vornehmsten Artikulationsweise, der Sprache bzw. der Sprachen, zu gewinnen. Die historische Dimension war dabei nicht ausgeschlossen, ging es doch auch darum, die Evolution des menschlichen Geistes nachzuzeichnen. Das Interesse war jedoch weniger auf die Beschreibung vergangener Sprachstufen selbst gerichtet als vielmehr auf die Plausibilisierung theoretischer Postulate anhand von (auch historischen) Daten.

Zentriert waren diese Postulate um das, was man heute morphologische Typologie nennt. Sprachen werden hier nach den Möglichkeiten klassifiziert, wie einzelne lexikalische Konzepte miteinander in Sätzen verbunden werden, um eine Satzbedeutung zu erzeugen. Es geht also um die Varianz im Ausdruck relationaler Bedeutung. F. Schlegel legte 1808 zunächst eine Aufteilung in die zwei Typen der „Sprachen durch Flexion“ (,flektierende‘, später ,fusionierende‘ Sprachen) und der „Sprachen durch Affixa“ (,agglutinierende‘ Sprachen) vor, die von A.W. Schlegel 1818 um einen dritten Typ der „Sprachen ohne Grammatik“ (,isolierende‘ Sprachen) und dann durch W. von Humboldt 1836 um den vierten der „einverleibenden“, also ,inkorporierenden‘ (bzw. ,polysynthetischen‘) Sprachen, letztlich auch von Skalička im 20. Jh. (vgl. Wurzel 1996) um einen fünften Typ, den der ,introflexiven‘ Sprachen ergänzt wurde. Insgesamt waren die Typologien holistisch ausgerichtet, sie zielten auf eine Gesamtcharakteristik jeweils von Sprachen oder Sprachengruppen ab, wenn auch beschränkt auf morphologische Tatbestände.

Das eher spekulative Interesse am typologischen Vergleich wurde im Laufe des 19. Jh.s verdrängt von der dominanten historischen Sehweise, bei der vor allem die indoeuropäischen Sprachen als Produkte einer Fortentwicklung aus einer gemeinsamen Wurzel gesehen wurden. Die historisch angelegte Komparatistik war also sprachgenetisch auf eine bestimmte Sprachenfamilie beschränkt und hatte nicht die sprachübergreifenden Interessen der Typologie. Die Faktoren und Endprodukte der Sprachentwicklung wurden kaum in der Perspektive des Ausschöpfens eines nur vage umrissenen Varianzspektrums menschlicher Sprachfähigkeit gesehen, sondern vor allem in der 2. Hälfte des 19. Jh.s unter dem Gesichtspunkt exakt erfassbarer, sprachimmanenter Gesetzmäßigkeiten des Sprachwandels, primär auf der Lautebene. Zu nennen sind hier z.B. die großen historischen Grammatikdarstellungen der indoeuropäischen Sprachen von Brugmann/Delbrück (1886–1900) oder Behaghels historische Syntax des Deutschen (1923–1932). Auch die Sprachstufengrammatiken der „Sammlung kurzer Grammatiken germanischer Dialekte“ sind der historisch-genetischen Sehweise verpflichtet, und zwar in deren junggrammatischer Spielart. Sie fokussieren deskriptiv eine der Entwicklungsstufen, sind somit innerhalb eines übergreifenden diachronen Rahmens synchron ausgerichtet. Eine typologisch-vergleichende Annäherung, die im-

mer auch universalistisch und generalisierend gefärbt ist, kommt nicht in den Blick.

Folgt aus dieser wissenschaftsgeschichtlich bezeugten wechselseitigen Abstinenz von Sprachtypologie und historisch-genetischem Ansatz, dass auch bei einer Neubearbeitung von Sprachstufengrammatiken der typologische Gesichtspunkt tunlichst außen vor bleiben sollte? Ist also die von Oskar Reichmann vorgegebene typologische Fragestellung somit hinfällig?

Ich denke, es gibt gute Gründe dafür, diese historische „Spaltung“ zu überwinden.

Zum einen hat sich die sprachtypologische Forschung von ihren spekulativen Ursprüngen weit weg entwickelt. Sie ist konsequent datenorientiert und hat sich geöffnet für unterschiedliche Phänomenbereiche außerhalb der Morphologie. Eine hervorragende Rolle spielt die syntaktische Typologie in der Nachfolge von Greenberg (1963). Dabei gewinnt immer deutlicher die konstruktionsbezogene Typologie (im Sinne von Comrie 1996, König 1996) Terrain, also ein Ansatz, bei dem bestimmte Konstruktionstypen (wie etwa der Relativsatz, Reflexiv- oder Kausativkonstruktionen) verglichen und typologisch geordnet werden. Demgegenüber tritt die holistische Typologieforschung, die auf eine Gesamtcharakterisierung von Sprachen anhand einiger weniger Merkmale ausgerichtet war, in den Hintergrund. Höhepunkt der letztgenannten Entwicklung war der so genannte „charakterologische“ Ansatz von Mathesius im Rahmen der Prager Schule und die Typologie von Skalička. Die Orientierung an den grammatischen Phänomenen und ihrer Systematik verlangt eine enge Kooperation zwischen den Typologen und den einzelsprachlichen Grammatikern – ganz unabhängig davon, ob es um moderne oder historische Sprachstufen geht. Typologen sind auf das einzelsprachliche Wissen der Grammatiker angewiesen und die Grammatiker der Einzelsprachen profitieren von Einsichten, die nur durch den systematischen Vergleich vieler Sprachen gewonnen werden können.

Zum zweiten berufen sich moderne Sprachtypologen durchaus auf die Tradition „funktionaler Erklärungen“, die in der deutschen Sprachwissenschaft der 2. Hälfte des 19. Jh.s und des frühen 20. Jh.s durch Gelehrte wie Paul, Wundt, Delbrück, Behaghel und Wegener etabliert wurde (vgl. Croft 1993: 15f.). Croft spricht hier für die derzeit wohl einflussreichste nordamerikanische (Westküste) Schule in direkter Nachfolge Greenbergs: Ihr zuzurechnen sind neben B. Comrie, E. Keenan, J. Hawkins mit explizit ‚funktional-typologischem‘ Ansatz: T. Givón, J. Haiman, P. Hopper, S. Thompson, J. Bybee und W. Croft selbst. Croft bezieht sich hier zum einen auf die sprachpsychologischen (oder auch: „kognitiven“) Erklärungen, die bei Paul und den anderen Genannten für die Emergenz grammatischer Phänomene gegeben wurden. Croft nennt insbesondere Behaghels Gesetz, das auf die „ikonische Beziehung“ zwischen konzeptueller und morphosyntaktischer

Nähe abziele, und meint damit das erste und von Behaghel als oberstes eingeschätzte der vier berühmten Behaghelschen Gesetze der Wortstellung: „Das oberste Gesetz ist dieses, daß das geistig eng Zusammengehörige auch eng zusammengestellt wird“ (Behaghel 1932: 4). Forschungen zu dieser Art von Ikonismus spielen in der modernen Sprachtypologie (vgl. Haiman 1983, 1985, Bybee 1985, Newmeyer 1998) eine wichtige Rolle und haben auch Eingang in die neuere deutsche Grammatikographie gefunden (vgl. Eisenberg 1998: 149ff. et pass.).¹ Zum anderen – und damit sind wir bei explizit dynamischen oder diachronen Aspekten – knüpft diese Schule der Sprachtypologie teilweise an die evolutionäre Sehweise an, die im Umkreis des Darwinismus auch und gerade junggrammatisches Denken beeinflusste. So übernimmt Haspelmath (1999: 180ff.) einen zentralen Terminus der Evolutionsbiologie und spricht von „diachronischer Anpassung“ (bzw. „diachronic adaptation“): Grammatische Strukturen würden den Bedürfnissen der Sprecher angepasst; es gebe eine Koinzidenz zwischen grammatischer Optimalität und Benutzeroptimalität. Wie in der Biologie die Entwicklung der Arten auf der Basis des Prinzips der natürlichen Selektion erfolge, so folge Sprachentwicklung einem Prinzip der „linguistischen Selektion“, in deren Verlauf nützlichere (oder auch „optimale“) sprachliche Varianten die weniger nützlichen verdrängten.

Man mag, wie ich selbst es tue, diesem linguistischen Evolutionismus oder Biologismus, bei dem die sozialen Determinanten von Sprachgebrauch und Sprachentwicklung – wieder einmal – zu kurz kommen, skeptisch gegenüberstehen. Ich betrachte diese „naturwissenschaftliche“ Zuspitzung jedoch nicht als entscheidend. Funktionale Erklärungen in der Sprache müssen nicht notwendigerweise dem reduktionistischen Tenor gehorchen, der nur Prinzipien wie Ökonomie („Reduktion des Produktionsaufwands beim Sprecher“, vgl. Haspelmath 1999: 192) bzw. – mit dem Ökonomieprinzip potentiell konfligierend – Verständlichkeit bzw. semantische Transparenz (Wurzel 1994) gelten lässt² und eine inhaltliche Bestimmung der Sprachfunktionen im Sinne kognitiver und kommunikativer Aufgaben außen vor lässt. Solche inhaltlichen Bestimmungen von Sprachfunktionen, die von grammatischen Formen getragen werden, wurden beispielsweise in der IDS-Grammatik unter Rekurs

¹ Heranzuziehen ist auch Hawkins (2001), der u.a. für die Linearisierung von Komplementen (Ergänzungen) und Adjunkten (Angaben) zu einem nominalen Kopf unter Berufung auf Behaghel deren unterschiedlich enge Bindung an den Kopf (gemessen in der Anzahl von Kombinations- oder Dependenzrelationen) verantwortlich macht. Er geht auch auf die relative Ordnung von restriktiven und appositiven Relativsätzen ein.

² Auch Haspelmath (1999: 180) bezieht sich ähnlich wie Croft auf Vorgänger und zitiert Gabelentz, der jeweils für ‚Ökonomie‘ und ‚Verständlichkeit‘ die schönen Begriffe „Bequemlichkeitsstreben“ und „Deutlichkeitsstreben“ prägte (vgl. Gabelentz 1901: 256).

auf die Erkenntnisse von Semantik und Pragmatik vorgenommen. Eine der Aufgaben funktional orientierter sprachtypologischer Forschung ist es, zu erforschen, ob und in welchem Maße es universal oder zumindest sprachübergreifend gültige Funktionen gibt, die an bestimmte grammatische Formen geknüpft sind. Sie hat also, auf einen Nenner gebracht, Konstanten und Varianten der Form-Funktionszuordnung in den Sprachen der Welt zum Gegenstand. Metaprinzipien der oben genannten darwinistischen Art wie das Streben nach Ökonomie und Verständlichkeit bzw. semantischer Transparenz sind dann durchaus (neben anderem) als Triebfedern für sprachliche Variation und Sprachwandel vorstellbar – ihr Spielraum ist jedoch durch ein weiteres Prinzip beschränkt, das darauf abzielt, die Ausdrückbarkeit kognitiver und kommunikativer Funktionen (unter Variation und Wandel) nicht zu gefährden.

Diese gegenüber ihren Anfängen veränderte Ausrichtung der Sprachtypologie bietet mit ihrer deskriptiven Fundierung, ihrer Öffnung für Sprachfunktionen und Sprachwandel-Phänomene jeder Art von einzelsprachlicher Grammatikschreibung, der synchronen wie der diachronen, der gegenwartsbezogenen wie der historischen, eine übergreifende Orientierung. Sie kann – über die abendländische Tradition der Grammatikographie hinausgehend – dazu verhelfen, dass grammatische Kategorien- und Begriffsbildung so verallgemeinert und vereinheitlicht wird, dass diese nicht nur, wie bisher, dem Besonderen einer Sprache (oder einer Sprachfamilie wie der indoeuropäischen) gerecht wird, sondern sowohl dem Besonderen als auch dem Allgemeinen, das für alle Sprachen gilt, sofern sie vergleichbare grammatische Formen mit vergleichbaren Funktionen belegen.

Andererseits ist die typologische Forschung noch längst nicht so weit, dass flächendeckend alle grammatischen Phänomene der Laut-, Wort- und Satzebene in ihrer Varianzbreite erforscht wären. Sie ist also auf die Zuarbeit durch die einzelsprachliche Grammatikschreibung angewiesen. Diese Zusammenarbeit geschieht umso problemloser, je stärker die Konvergenz in Kategorien- und Begriffsbildung vorangetrieben wird.³

Als ein erstes Instrument auf diesem Weg erscheint ein Verfahren, das im Projekt „Grammatik des Deutschen im europäischen Vergleich“ (GDE) am IDS entwickelt wurde und das auf eine Parametrisierung der Phänomene abzielt. Ich skizziere es im Zusammenhang dieses Projekts.

³ Einer Bestandsaufnahme, einheitlichen Erfassung und Systematisierung von grammatischen Daten zu einem großen Sample von Sprachen dient das von Comrie, Croft und Zaefferer vorgeschlagene „Framework for Descriptive Grammars“; vgl. Zaefferer (1995).

3. Sprachtypologische Parametrisierung im Projekt „Grammatik des Deutschen im europäischen Vergleich“

Ziel des Projekts GDE ist eine Verortung des Deutschen in den europäischen Sprachen auf der Basis einer allgemeintypologischen Grundlegung. Um eine gewisse Verlässlichkeit der Orientierung zu erreichen werden vier fixe Kontrastsprachen herangezogen (Englisch, Französisch, Polnisch, Ungarisch). Andere europäische Sprachen sollen aber je nach Phänomen intensiv und in variablem Zugriff herangezogen werden.

Die theoretisch-methodische Herangehensweise charakterisiere ich mit dem Stichwort „fortschreitende kontrastive Form- und Funktionsdifferenzierung“.⁴ D.h. wir gehen nicht von einer a priori gesetzten Menge und Struktur grammatischer Möglichkeiten auf der Form und Funktionsseite als tertium comparationis aus, sondern gehen induktiv vor. Auf der Basis sprachtypologischer Kenntnisse über funktionale Domänen, die z.B. dem verbalen Bereich, dem nominalen Bereich oder dem Satz zugeordnet sind, dienen zunächst die Formunterscheidungen des Deutschen als Ausgangspunkt. (Das Deutsche ist ja auch der eigentliche Fokus des Unternehmens.) Das bedeutet, dass die Beschreibung der Formmöglichkeiten (Phonologie, Morphologie, Syntax, Distribution) und der Funktion einer grammatischen Kategorie oder eines Konstruktionstyps, die vorläufig für das Deutsche festgelegt wurde, nach Maßgabe der Kontraste weiter aufgespalten und differenziert wird. Und zwar wird sie beim Vergleich mit dem entsprechenden Phänomen in einer bestimmten Kontrastsprache immer dann in einzelne verschiedene ‚Muster‘ (Formseite) bzw. ‚Verwendungen‘ (Funktionsseite) zerlegt, wenn, global gesehen, partielle Überlappung vorliegt. Ergebnis einer solchen Zerlegung sind Einzelmuster/Einzelverwendungen, in denen Deutsch und die Kontrastsprache (weitgehend) übereinstimmen, neben solchen, in denen sie sich unterscheiden. Der Weg führt also von der globalen partiellen Ähnlichkeit zu der muster- bzw. verwendungsspezifischen Identität/Ähnlichkeit und Verschiedenheit. Ein wichtiger methodischer Schritt, der sich auch in der Präsentation dann niederschlagen soll, ist eben die Isolierung invarianter Merkmale, die als notwendig relativ zu der Kategorie oder dem Konstruktionstyp und der Menge der Vergleichssprachen betrachtet werden können, gegenüber den **Parametern der Varianz**, die jeweils durch interlingual nicht-notwendige, für die Einzelsprache jedoch wesentliche Merkmalsausprägungen belegt werden. Das Konzept des Varianzparameters wird in Abschnitt 7. am Beispiel des Relativsatzes näher erläutert.

⁴ Zu einer genaueren Darstellung der Konzeption vgl. Zifonun (2001a).

4. Anforderungsprofil für Sprachstufengrammatiken

Auf dem Hintergrund der beiden vorangehenden Abschnitte können nun die Anforderungen, die bei der Neubearbeitung von Sprachstufengrammatiken aus der Sicht der auch typologisch orientierten Grammatikerin zu erfüllen sind, präzisiert werden. Sie sind gerichtet auf das zuvor skizzierte Verhältnis wechselseitiger Befruchtung zwischen Grammatikographie und Typologie. Ich skizziere folgende einzelne Interessenschwerpunkte:

- (i) Die Phänomenologie grammatischer Erscheinungen in einer historischen Sprachstufe soll im Vergleich mit der entsprechenden Phänomenologie im Gegenwartsdeutschen erkennbar werden.
- (ii) Eine diachrone Linie für die Phänomenologie grammatischer Erscheinungen entlang der historischen Sprachstufen soll erkennbar werden.
- (iii) Die sprachtypologische Parametrisierung einer grammatischen Erscheinung in einer historischen Sprachstufe soll im Vergleich mit der entsprechenden Parametrisierung im Gegenwartsdeutschen erkennbar werden.
- (iv) Eine diachrone Linie der sprachtypologischen Parametrisierung einer grammatischen Erscheinung soll erkennbar werden.

Dabei zu (ii) und (iv): Um diese Linie erkennbar zu machen, soll natürlich nicht gefordert werden, dass in jeder Sprachstufengrammatik die ganze Entwicklung sichtbar gemacht wird. Vielmehr muss sie für den interessierten Wissenschaftler ableitbar sein. D. h. ein sprachhistorisch weniger versierter Grammatiker wie ich z.B. muss durch kumulative Konsultation der Sprachstufengrammatiken selbst die Linie zeichnen können. Und dies über die ganze Breite grammatischer Phänomene, nicht nur in einem pauschalen Überblick.

5. Vergleichbarkeit der Phänomenologie in den Sprachstufen, am Beispiel ‚Relativsatz‘

Zunächst gehe ich auf die beiden Anforderungen (i) und (ii) ein, also unter Ausblendung des sprachtypologischen Aspekts.

Um die gewünschte Vergleichbarkeit zu gewährleisten, müssten – idealiter – alle Variablen der Grammatikschreibung für die einzelnen Sprachstufen aufeinander abgestimmt sein. Dies beträfe zum einen die gegenstandsbezogenen Variablen, also:

- berücksichtigte Varietäten und Textsorten
- Art des Korpusbezugs.

Wir wissen, dass dies aus Gründen, die a) in den Unterschieden der jeweiligen Sprachwirklichkeiten liegen und die b) in der absolut verschiedenen zugänglichen Materialgrundlage liegen (Stichwort: Überlieferung), nicht möglich ist. Insofern ist allein schon die Überlegung als solche ahistorisch. Dennoch gehen die Bemühungen bei den Sprachstufengrammatiken, wenn ich es richtig verstehe, ja dahin, möglichst durch eine sorgfältige Korpuszusammenstellung unterschiedliche Zeitebenen, Genres, Textsorten und Varietäten in viel stärkerem Maße zu berücksichtigen, als dies in bisher vorliegenden Werken geschehen ist. Ähnlich wie bei der Grammatikschreibung des Gegenwartsschweizerischen wird also die methodisch maximal mögliche Annäherung an die jeweils existente und durch die überlieferte Schriftlichkeit zugängliche „Sprachwirklichkeit“ angestrebt. Die Probleme, die mit diesem methodischen Prinzip bei der Realisierung der Neubearbeitung der Sprachstufengrammatiken notwendigerweise verbunden sind, werden in einer Reihe von Beiträgen dieses Bandes auf anschauliche Weise deutlich. Besonders gravierend ist das Problem beim Mhd., dessen bisher vorliegende Grammatiken durch den nahezu ausschließlichen Bezug auf die poetischen Texte des Hochmittelalters als Datenbasis die anzunehmende Sprachwirklichkeit und damit auch den grammatischen Befund in Bezug auf Textsorten, Varietäten und zeitliche Dynamik, wie anzunehmen ist, nur verzerrt wiedergeben; vgl. dazu den Beitrag von Wegera in diesem Band sowie Wegera (2000). Dies wird ausschnitthaft auch bei der Behandlung des Relativsatzes in der Standardgrammatik von Hermann Paul (in der 23. Ausgabe von 1989), die wir unten untersuchen werden, zu Tage treten.

Zum anderen betrifft die Frage der Vergleichbarkeit die Deskription selbst: Beschreibungsbreite und -tiefe, theoretischer Ansatz, Kategorienbildung usw. müssten idealiter aufeinander und auf die Grammatikschreibung des Gegenwartsschweizerischen abgestimmt sein.

Ich werde am Beispiel des **Relativsatzes**⁵ nun konkret der Frage nachgehen, in wieweit die bisher vorliegenden Sprachstufengrammatiken der Vergleichbarkeitsforderung genügen und gehe in folgenden Schritten vor:

- Ausgangspunkt ist das Frühneuhochdeutsche in der Darstellung von Ebert (Grammatik von Reichmann/Wegera; 1993). Die Gründe sind zum einen die direkte Anschließbarkeit an den Gegenwartsbefund, zum anderen die Tatsache, dass in dieser

⁵ Dieses Beispiel wird gewählt, weil eine Studie zum Relativsatz im Rahmen des Projekts „Grammatik des Deutschen im europäischen Vergleich“ bereits vorliegt, in der auch die entsprechenden Parametrisierungen für das Gegenwartsschweizerische und die Kontrastsprachen erarbeitet wurden; vgl. Zifonun (2001b).

Darstellung aus meiner Sicht plausible Kategorien zugrunde gelegt werden, an der andere Grammatiken mit gemessen werden können.

- Den zweiten Schritt stellt der Blick auf das Mittelhochdeutsche nach der Grammatik von Paul (²³1989) dar.
- Als nächstes werden die Darstellung des alt- und des mittelhochdeutschen Relativsatzes miteinander verglichen.
- Der vierte Schritt besteht im Blick auf das Althochdeutsche. Hier ist keine Grammatik aus der Reihe „Sammlung kurzer Grammatiken germanischer Dialekte“ vorhanden, die entsprechende Informationen bietet; Braune (¹⁴1987) enthält keinen Syntaxteil.
- Den letzten Schritt bildet die Synopse der Sprachstufen unter Einbeziehung des Gegenwartsdeutschen.

Hinzuweisen ist noch darauf, dass ich einige Phänomene bei den Übersichten ausklammere, etwa Relativsätze zu Personalpronomina der 1./2. Person⁶ und *wer/was* bzw. *swer/swaz* als Relativpronomina in freien Relativsätzen. Die nun folgenden beiden schematischen Überblicksdarstellungen zum Frnhd. und Mhd. stellen Zusammenfassungen der längeren Passagen aus den genannten Grammatiken dar und sind z.T. im „Telegrammstil“ gehalten.

⁶ Diese stellen sprachübergreifend ein Problem dar, weil die Relativpronomina (als Subjekt) standardmäßig auf eine Korrespondenz mit der 3. Ps ausgerichtet sind. Im Ahd. und Mhd. können einerseits die Subjektspronomina der 1. und 2. Ps selbst den Relativsatz einleiten (vgl. Paul 1919: Bd. 4 § 409, Paul ²³1989: § 404), andererseits kann bei Relativpronomen *ther/der* und finiter Verbform in der 1. oder 2. Ps (wohl in Analogie zum Lat.) ein Subjektspronomen (‘ich’, ‘du’) im Relativsatz einfach entfallen, vgl. Anm. 9. Ab dem Frnhd. kann daneben das Finitum auch in die 3. Ps gesetzt werden. Nach 1500 werde häufig wieder das Subjektspronomen der 1./2. Ps eingefügt mit entsprechender Kongruenz beim Finitum: *Vater unser, der du pist in hymeln* (M. v. Amberg) (vgl. Ebert 1993: § 265). Zu den Verhältnissen im Gegenwartsdt. vgl. Zifonun (2001b: 74ff.).

Der Relativsatz in der „Frühneuhochdeutschen Grammatik“ (Ebert in Reichmann/Wegera 1993):

vier Typen

(i) asyndetischer Relativsatz (,ohne Subordinator‘)

nur 14.–16. Jh., selten, dann untergegangen

a) mit Spätstellung des Verbs: *den ersten fisch du fehst, den nym* (Luther)

b) „parataktischer“ Typ mit V1: (*heißen*): *Es waz ein swester, hiez Alheit von Trochaw* (C. Ebner)

(ii) mit flektiertem Relativpronomen

a) *der/die/das* + End- oder Spätstellung des Verbs in allen Textsorten und Schreiblandschaften geläufig; anfangs noch Fälle von „Attraktion“

1. an Kasus des Bezugswortes: *und dergetz dich mit mir ... des leidens, des dir wider varn ist*

2. auch umgekehrt

b) auch mit V2, dann fast nur postponiert (Textsortenbeschränkung: Predigten, Chroniken, kaum Kanzleisprache): *Es waz ein kint in einem dorf ze Entenberg, daz sagt vil kunftiger ding* (C. Ebner)

c) *welcher* im Mittelniederländischen des 13. u. 14. Jh., Kanzleisprache Niederrhein → Niederdeutsch → Hochdeutsch; zuerst nur adjektivisch (*welche hülfte*) (Gelehrten- und Geschäftssprache)

d) Pronominaladverb versus Präposition + Relativpronomen: komplementär (+/–personal); bei Pronominaladverb im 16. Jh noch häufig „Stranden“: *Wir haben zweyerley stück / da wir Got umb bitten sollen* (Dietrich 70)

(iii) mit nicht-flektierter Relativpartikel

so, selten: *als, und, wo*

a) *so*: „in der Funktion des Subjekts, Akkusativobjekts, Prädikatsnomens“, im restriktiven Relativsatz

b) *und*: meist adverbial bezogen auf ein Adverbial: *wann mit dem urteil und ir urteilt, wert ir geurteilt, und mit dem masz und ir mest, wirt euch wider gemessen* (Mentelbibel)

c) *wo*: süddeutsche Mundarten mit Bezug auf +/–personal, nur selten in geschriebener Sprache, *da* adverbial bezogen auf Ort/Zeit. Hierzu *wo* erst spät (17. Jh.) Konkurrent

(iv) mit Relativpronomen/Relativpartikel + Resumptivpronomen

spielt in der geschriebenen Sprache kaum eine Rolle:

a) mit Relativpartikel: *das ist die schönst kirchen so man sie in der welt mag finden*

b) in Verschränkung: *soff Brüderschaft mit denen / die ich vermeinte das sie meines Gleichen wären.* (Courasche)

alleinstehendes *der/welcher*

a) häufig bei Kasusübereinstimmung in Matrixsatz und Relativsatz: *do sprachen di pi ir woren* (A. Langmann)

b) wenn keine Kasusübereinstimmung, steht Relativpronomen meist im Kasus, der in Relativsatz gefordert ist

c) allmählicher Übergang zu heutiger Konstruktion *der, der*

Der Relativsatz in der „Mittelhochdeutschen Grammatik“ (Paul²³1989):**α) Einleitung der Relativsätze: Pronomina, relative Adverbien, Partikeln****Relativpronomen:** *der/diu/daz***Relativadverb:** *dâ, dar, dannen, swâ, swar, swannen*; anstelle von Relativpronomen, wenn Präposition vor Pronomen „zu treten hätte“. Dann entweder allein Relativadverb oder „Präposition tritt als starktoniges Adverb nach hinten“: *man huop in von der bâre, dâ er ûfe lac***Relativpartikel:** *sô, und**sô* als Relativpartikel noch recht selten: *der besten (vrûhte(n) ist er vol, sô ie ûf erde(n) vunden wart**und*: in dieser Funktion älter als *sô*, vor allem in adverbialen Kontext ‚modale Konjunktion‘**Relativsatz ohne Einleitung:** im Mittelhochdeutschen nicht mehr vorhanden, einzelne Beispiele anakoluthisch**β) Verhältnis zwischen Bezugswort und Relativpronomen**

im Allgemeinen satzbezogen gesteuert, jedoch Ausnahmen:

a) Relativpronomen ist Bezugswort und Relativum zugleich:Kasusgleichheit: *ich bin der hât gewarnet die edelen fürsten rich*

keine Kasusgleichheit: entweder richtet sich die Form nach Relativsatz oder nach Matrixsatz

b) Attraktion: wiederum in beiden Richtungen**γ) Zu Funktion und Bedeutung der Relativsätze:** als Satzteile des übergeordneten Satzes: Subjekt, Objekt, Attribut, Prädikatsnomen, präpositionale Ergänzung

Daneben formal identische Sätze konditionaler Funktion

Vergleich zwischen den Darstellungen in der mittelhochdeutschen und der frühneuhochdeutschen Grammatik:

In der mhd. Grammatik wird eine Reihe von Fragen, die in der frnhd. Grammatik angesprochen werden, nicht thematisiert: Die Wortstellung im Relativsatz wird nicht eigens behandelt, wie denn überhaupt in dieser Grammatik die Wortstellung ausgeklammert bleibt. Auf das Vorkommen relativ zu Textsorten und Genres und daraus möglicherweise entstehende grammatische Varianz wird nicht eingegangen (vgl. oben zu diesem allgemeinen Charakteristikum der mhd. Grammatik). Die Resumptivproblematik und die Frage der relativen Verschränkung wird nicht erwähnt. Auch dies hängt wohl damit zusammen, dass Textsorten mit einem gewissen Grad an konzeptioneller Mündlichkeit (vgl. Koch/Österreicher 1994) etwa der geistlichen Gebrauchsliteratur nicht berücksichtigt sind. Das Verhältnis zwischen Relativadverb und Präposition + Relativpronomen wird nicht angesprochen. Unklar bleibt somit, ob im Mhd. die komplementäre Verteilung zwischen den beiden Formen noch nicht ausgebildet war. Seit dem Frnhd. ist sie (nach Auskunft von Ebert) über das Merkmal [+/-personal] gesteuert. Bezieht sich die Relativie-

zung auf eine Person, so wird Präposition + Relativpronomen gesetzt, sonst die (seit dem Frnhd. immer als Pronominaladverb komplexe) adverbiale Form.⁷ Die Verwendung von *und* als Relativsatzeinleiter wird gegenüber der frnhd. Grammatik deutlich ausführlicher dargestellt. Auf eine größere Bedeutung, die diese unklar gegenüber der ‚modalen Konjunktion‘ (nhd. ‚wie‘) abgegrenzte Verwendung von *und* im Mhd. noch hat, darf man wohl schließen.

Die wichtigste Auffälligkeit ist, dass in der mhd. Grammatik die Existenz des Relativsatzes ohne Einleitungselement (in meiner Terminologie ohne „Subordinator“) bestritten wird, während in der frnhd. Grammatik die Existenz des „asyndetischen Relativsatzes“ noch behauptet wird, wenn auch als allmählich untergehende Form. Frühere Auflagen der mhd. Grammatik waren noch weniger dezidiert und wiesen ähnlich wie die frnhd. Grammatik auf ein „seltenes“ Vorkommen des Relativsatzes ohne Einleitungselement hin (vgl. z.B. 19. Auflage von 1969).

In der frühneuhochdeutschen Grammatik ist die Rolle der Relativadverbien nicht deutlich profiliert: Relativadverb und Relativpartikel werden (als nicht-flektierbare Formen, als „Partikeln“) zusammengefasst. Dies erscheint unter syntaktisch-funktionalem und unter typologischem Aspekt weniger günstig. Relativadverbien wie *da*, später *wo*, haben (zumindest primär) die Funktion der Relativierung eines Adverbials. D. h. sie haben im Relativsatz die Satzgliedfunktion der adverbialen Bestimmung. Relativpartikeln hingegen wie frnhd. *so*, haben keinen Satzgliedstatus im Relativsatz. Sie sind, wie ich sagen werde, „reine Subordinatoren“, vergleichbar engl. *that* des Relativsatzes. Folgerichtig tritt wie in dem frnhd. Beispiel im Relativsatz ein Resumptivpronomen zur Markierung der syntaktischen Funktion auf. Unklar bleibt, wie stark das Bedürfnis nach der Setzung eines Resumptivums in Relativsatzverschränkungen ist. In § S 270 ist davon die Rede, dass „zuweilen“ ein anaphorisches Pronomen oder ein Pronominaladverb gesetzt werde. Beispiele ohne ein solches Resumptivum werden aber nicht genannt. Dabei ist zu bedenken, dass diese Art „resumptiver relativer Verschränkung“ etwa nach dem Maßstab des Englischen keine echte Verschränkung ist, da die Stelle des in einen Obersatz versetzten Relativpronomens ja nicht wirklich leer bleibt.

⁷ Die in Paul (231989: 414) genannten Belege weisen zwar auch bei personalelem Bezug das Relativadverb auf. Die Beispiele sind jedoch so geartet, dass das Relativadverb (zumindest ansatzweise) lokal-adverbiale Bedeutung hat. So heißt es: *santin si den edelin Caesarem, dannin noch hiude kuninge heizzint keisere* (Anno 18,5). Die angegebene Übersetzung lautet: „sie sandten ... Caesar, nach dem noch heute Könige Kaiser heißen“; *dannin* trägt als eine Art Herkunftsangabe im weiteren Sinne lokale Information. Zu prüfen wäre insbesondere, ob bei einer Funktion als Präpositionalobjekt ohne lokalen Anklang (etwa analog zu nhd. *denken an, antworten auf*) personaler Bezug stets mit der Setzung des Relativadverbs einhergeht.

Es handelt sich also in Beispielen wie dem oben genannten oder auch in *nemlich, das er wolle ein Concilium geben, welchs er gewis sey, das es niemehr könne gehalten werden* (Luther) eher um eine Art Ausweichkonstruktion. Vollendet ist dieses Bestreben, komplexe Subordination mit grammatischer Korrektheit und Kontextunabhängigkeit der Einzelsätze zu verbinden, wenn im Obersatz auf die „Wendung mit *von* + Relativpronomen“ (statt Relativpronomen im vom Relativsatz geforderten Kasus) zugegriffen wird, wie in: *das papier, von welchem du mir geschrieben hast, das du es herein hast geschickt* (Paulus Behaim).

Zum Althochdeutschen:

In der althochdeutschen Grammatik der Reihe ist keine Syntax enthalten. Ich greife daher auf andere Darstellungen zurück. Einigkeit besteht in der Literatur darüber, dass Demonstrativa die Aufgabe der Relativierung übernahmen und dass hauptsatzartige Konstruktionen zugrunde lagen. In anderen Punkten besteht Uneinigkeit.

Dal (1966: 198ff.) geht davon aus, dass im Ahd. (wie im Germanischen) der asyndetische Relativsatz die älteste Form war. Sie nennt keine Fälle, in denen eine Partikel als Subordinator erscheint. Im Althochdeutschen habe dann eine Reanalyse eines Demonstrativums des Matrixsatzes als Relativpronomen stattgefunden. Grundstruktur für die Entstehung sind also Satzeinbettungen zu einem Demonstrativum, nicht einem Substantiv als Bezugswort, also etwa schematisch am Beispiel des Gegenwartsdeutschen:

Er antwortete dem_i [[_] zu ihm_j sprach].

Dal geht also davon aus, dass das Pronomen ursprünglich zum Hauptsatz gehörte und sein Kasus durch die Satzgliedfunktion im Hauptsatz bestimmt wurde. Der mögliche Konflikt mit einer abweichenden Satzgliedfunktion des Pronomens im Relativsatz werde immer zugunsten des Matrixsatzes gelöst: Das Pronomen ist also z.B. eine Dativform, wenn es ein indirektes Objekt des Matrixsatzes realisiert, selbst wenn es aufgrund seiner ‚Gelenkfunktion‘ gleichzeitig Subjekt des Relativsatzes ist wie in: *antworta demo za imo sprach* (Math. Ev.) ‚er antwortete dem, der zu ihm sprach‘. (Man vergleiche auch das dativische Isidorbeispiel unten.)

Robinson (1997: 105ff.) geht bei seiner Analyse der Relativsätze im Isidor davon aus, dass bei dieser Art von Konstruktion – er nennt sie „headless relatives“ – an der Gelenkstelle zwei Pronomina sozusagen „virtuell“ koexistieren, von denen aber nur eines realisiert wird. Dies muss keineswegs immer, wie von Dal angenommen, das Relativpronomen sein. Vielmehr postuliert er:

„Whenever a nominative pronoun, whether demonstrative or relative, would appear next to a (relative or demonstrative) pronoun in another case, the nominative pronoun is always dropped.“ (Robinson 1997: 108). Ein Beispiel, bei dem ein nominatives Demonstrativum zugunsten eines genitivischen Relativums „entfällt“, ist: *endi quham ... dhes dheedun endi liudi bidande uuarun*, aduenit ille ... quem gentes et populi expectabant‘.

Diese weniger auf diachrone Erklärung als auf strukturelle Stimmigkeit und eine Art Kasushierarchie abhebende Analyse wird besser als die von Dal der Tatsache gerecht, dass dieses später „Attraktion“ genannte Phänomen noch im Mhd. und teilweise im Frnhd. nicht einseitig auf den Matrixsatz gerichtet war. Andererseits erscheint unter Gesichtspunkten des Sprachwandels die Annahme der (auch nur virtuellen) Koexistenz zweier Pronomina weniger einleuchtend: Wenn das Demonstrativum nicht nur morphologisch, sondern in seinem Vorkommen im Satz, also als syntaktisches Wort, Basis für die Herausbildung der Relativkonstruktion ist, muss dieses eine Vorkommen uminterpretiert oder reanalysiert werden, nicht durch ein zweites Vorkommen verdoppelt. Allerdings, so ist einzuräumen, sind reale Doppelvorkommen der Pronomina, deren eines wir heute als Demonstrativum, deren anderes als Relativum interpretieren würden, „schon im frühesten Ahd.“ (so Dal 1966: 199 mit Verweis auf das Hildebrandslied) belegt, allerdings nicht in benachbarter Position.

Lehmann (1984, 1995) schildert die Verhältnisse unter stark diachron-sprachtypologischer Perspektive so:

- a) Aus dem Urgermanischen⁸ ererbter Typ war ein postnominaler Relativsatz, der durch einen optionalen Subordinator eingeleitet wurde. Lehmann bezieht sich damit zum einen auf den „asyndetischen“ Relativsatz, zum anderen auf den Relativsatz mit der unveränderlichen Partikel *the/de*, der besonders häufig bei Otfried vorkommt wie in: *then weg th'er faran wolle*. Man vgl. dazu auch Braune (¹⁴1987: § 287, Anm. 3). Dazu ist auch die altsächsische Relativpartikel *the* heranzuziehen. Die Zusammenfassung dieser beiden Typen ergibt sich unter sprachvergleichendem Gesichtspunkt, siehe dazu unten.
- b) Dieser Typ existierte nach Lehmann noch bis ins Mittelhochdeutsche, wird dann aber durch eine Neubildung verdrängt. Diese habe zwei Wurzeln:
 - (1) ein nachgestelltes Attribut, das durch ein Demonstrativum mit Bezugswort verbunden ist, z.B. in Form einer Partizipialkonstruktion.⁹

⁸ Lehmann verwendet diesen strittigen Terminus wie üblich, um auf den nicht überlieferten, sondern nur rekonstruierten Sprachzustand der germanischen Stammes-sprachen vor einer dialektalen Differenzierung Bezug zu nehmen. Vgl. auch Beck (1998: 980), der unter ‚Urgermanisch‘ (‚Protogermanisch‘) das durch die germanische Lautverschiebung gekennzeichnete frühe und späte Germanisch der Völkerwanderungszeit versteht.

⁹ Leider stützt Lehmann seine Analyse in diesem Punkt auf ein falsches Beispiel. Er nennt: *ich bim Gabriel thie azstantu fora gote* (Tatian), ‚ich bin Gabriel, der ich vor

- (2) Satzreihen mit einleitendem Demonstrativum und V2-Stellung: *ingegin liofun imo zehen man riobe, thie gistuontun ferro* (Tatian) ‚entgegen liefen ihm zehn aussätzige Männer, die blieben in der Ferne stehen‘.
- c) Der ererbte Typ (a) werde sodann in die Konstruktion (1) (mit oder ohne Subordinator) eingebaut, dabei kongruiert das Pronomen noch im Kasus mit dem Bezugswort: *gisah ther heilant ... iungiron ... then-de her minnota* (Tatian) ‚sah der Heiland den Jünger, den er liebte‘ (mit Subordinator); *sandida mih ... zi dheodom dhem_{Dat} euwih biraubodon*. (Isidor) ‚sandte mich zu den Völkern, die euch beraubten‘.
- Mit dieser Verbindung aus Demonstrativum und Partikel kann man auch das Gotische vergleichen, wo an das Demonstrativum die Partikel *ei* angefügt wird. Eine solche Verbindung *saei* (Mask Sg) fungiert als Relativpronomen.
- d) Die Lösung (c) ist nun „suboptimal“: Die Leerstelle im Relativsatz und damit die syntaktische Funktion des Relativpronomens wird nicht markiert. Es erfolge daher nach dem Vorbild von (2) eine Reanalyse, durch die das Relativpronomen zum Leerstellenfüller im Relativsatz wird und eindeutig den im Relativsatz geforderten Kasus annimmt. Auch dies geschieht bereits im Althochdeutschen: *sē min sumu den ich gachōs* (Monsee) ‚sieh, mein Sohn, den ich erwählt habe‘.

Trotz aller Unwägbarkeiten und zum Teil spekulativen Aspekte bin ich ausführlicher auf die für das Ahd. rekonstruierten Verhältnisse eingegangen, weil sie unter sprachtypologischem Aspekt ein breites Spektrum unterschiedlicher Möglichkeiten erkennen lassen.

Als letzten für diesen Abschnitt vorgesehenen Schritt gebe ich in Abb. 1 eine tabellarische Übersicht zu der in den vier Sprachstufen (Ahd., Mhd., Frnhd., Gegenwartsdeutsch) realisierten Grammatik des Relativsatzes.

Gott stehe‘ mit der Annahme *azstantu* sei ein Partizip Präsens. Es handelt sich jedoch um die 1. Ps Sg von *azstantan*. Es wird also (wohl nach dem lat. Vorbild *qui adsto*) im Relativsatz bei Relativierung der Subjektsstelle ohne Subjektspronomen einfach das Verb in die erste Person gesetzt, insofern liegt hier bereits eine voll ausgebildete finite Relativkonstruktion vor. In Lehmann (1984: 379) wird als weiteres Beispiel für eine Partizipialkonstruktion das folgende gotische angeführt: *rum wigs sa brigganda in fralustai* (Math.) ‚breit ist der Weg, der ins Verderben führt‘. Hier ist die Annahme einer Partizipialkonstruktion korrekt.

	Althochdeutsch	Mittelhochdeutsch	Frühneuhochdeutsch	Gegenwartsdeutsch
Relativsatz ohne Subordinator	+	??	14.–16. Jh.	–
Relativsatz mit Relativpartikel	<i>the/de</i> Relativadverb ??	a) <i>sō</i> (noch selten) b) <i>und</i> (adverbial) c) – d) Relativadverb: <i>dā, dar, dammen</i> usw.	a) <i>sō</i> seltener: b) <i>und</i> (adverbial) c) <i>wo</i> : süddt. bezogen auf Personen und Sachen, erst 17. Jh. adverbial statt <i>da</i> d) Relativadverb allgemein ??	a) – b) – c) <i>wo</i> : süddeutsch, ugs. bezogen auf Personen und Sachen + adverbial
Relativsatz mit flektiertem Relativpronomen	Demonstrativpronomen +/– Relativpartikel zunächst „Attraktion“ V2-Relativsatz ??	a) <i>der, die, das</i> , Verbstellung ?? ggf. mit Attraktion V2-Relativsatz ?? b) – c) Pronominaladverb noch +personal auch mit „Stranden“ von Präposition	a) <i>der, die, das</i> + VL-Stellung anfangs: Attraktion V2-Relativsatz ?? b) <i>welcher</i> c) Pronominaladverb und Präposition+Relativpronomen: (–/+personal) auch mit „Stranden“ von Präposition	a) <i>der, die, das</i> + VL-Stellung keine Attraktion V2-Relativsatz ?? b) <i>welcher</i> c) Pronominaladverb und Präposition +Relativpronomen: (–/+personal) kein „Stranden“ von Präposition
Relativsatz mit Relativpronomen/Relativpartikel +Resumptivum	??	??	selten in geschriebener Sprache: a) mit Relativpartikel <i>so</i> b) in Verschränkungen als Ausweichkonstruktion	– nur Ausweichkonstruktion
alleinstehendes <i>der/welcher</i>	??	a) häufig bei Kasusübereinstimmung (nur <i>der</i>) sonst: Kasus für Relativsatz oder Matrixsatz	a) häufig bei Kasusübereinstimmung b) sonst: Kasus für Relativsatz c) Übergang zu <i>der, der</i>	a) – (nur: <i>wer</i>) b) Rektionsgradienz* c) <i>der, der</i>

Abb. 1: Grammatik des Relativsatzes: historische Übersicht

* Zu „Rektionsgradienz“ vgl. Zifonun/Hoffmann/Strecker et al. (1997: 2271ff.)

6. Die diachrone Linie

Man vergleiche dazu Punkt (ii) der Anforderungen von Abschnitt 4.

Ich ordne den Befund nach zwei Gesichtspunkten: Welches Tableau der Entwicklung ergibt sich? In welchen Punkten gibt die Grammatikographie bisher nichts her, wo wünscht man sich Auskünfte?

1. Tableau:

Die zunächst angelegten Möglichkeiten ‚Relativsatz ohne Subordinator‘ und ‚Relativsatz mit Relativpartikel‘ gehen verloren. Dabei geben die mhd. und die frnhd. Grammatik widersprüchliche Auskünfte über den ‚Zeitpunkt‘, wann der Relativsatz ohne Subordinator außer Gebrauch kam.

- (a) Der Relativsatz mit flektiertem *der/die/das* entwickelt sich zum dominanten Typus. Das zunächst aus der Entstehungsgeschichte erklärbares Phänomen der Attraktion geht verloren. *welcher* als Relativpronomen kommt erst im Frühneuhochdeutschen unter niederländischem Einfluss über die Kanzleisprache zum Zuge.
- (b) Die heute geltende Funktionsaufteilung zwischen Präposition + Relativpronomen und Pronominaladverb ist im Mittelhochdeutschen noch nicht gegeben. Sie bildet sich erst im Frühneuhochdeutschen heraus, das so genannte „Präpositionsstranden“, also die Aufspaltung eines Pronominaladverbs in die an der angestammten Position zurückbleibende Präposition und das nach vorn, hier an die Satzspitze, versetzte Adverb, geht standardsprachlich verloren.¹⁰
- (c) Die nur für das Frühneuhochdeutsche beschriebene Resumptivkonstruktion geht verloren.

¹⁰ Die Entstehung von Pronominaladverbien (als nordwestgermanische Neuerung) – sie sind u.a. für das Ahd. und das Altenglische bezeugt – wird in Müller (2000) als „Reparaturstrategie“ erklärt: Es bestehe ein Dilemma zwischen der (schon für alle frühen germanischen Sprachen) gültigen Linearisierungsregel, derzufolge alle schwach betonten Pronomina in der „Wackernagelposition“, also in einer linksperipheren Position, die dem Anfang des „Mittelfeldes“ im Nhd. entspricht, zu stehen kommen, und dem Verbot, kasusmarkierte Nomina oder Pronomina aus einer Präpositionalphrase herauszubewegen. Adverbien unterliegen nicht (strikt) der Wackernagel-Regel. Die Verbindung Adverb+Präposition (= Pronominaladverb) kann also an ihrem angestammten Platz am „Mittelfeldende“ verbleiben. Das „Präpositionsstranden“ wiederum ist eine Neuerung des Mhd. gegenüber dem Ahd. (vgl. Paul 1919: § 139). Müller führt sie auf den Verlust einer „Kasusunterscheidung“ zwischen *dâ(r)* und *dar* (entspricht Dativ vs. Akkusativ) zurück. Da das Adverb keine Kasusdistinktion mehr aufweise, könne es in die Wackernagel-Position bewegt werden.

Wo gibt es in der Grammatikographie Lücken?

- (a) Wie ist es mit Relativsatz ohne Subordinator im Mittelhochdeutschen wirklich bestellt?
- (b) Was ist mit V2-Relativsatz über die Sprachstufen hinweg? Auch heute noch gibt es Beispiele wie: *Ich kenn da einen Mann, der hat drei Töchter*. Gärtner (1998) plädiert dafür, dass auch im (gesprochenen) Gegenwartsdeutschen Relativsätze als „integrierte Verbzweitsätze“ gestaltet sein können; Zifonun (2001b: 79 ff.) geht dagegen von Hauptsatzstatus aus. Meine Position bedeutet, dass wie schon im Ahd. auch im Gegenwartsdeutschen nicht-erste Hauptsätze in Satzreihen, die durch ein Demonstrativum eingeleitet werden, die funktionale Domäne der Relativsätze teilweise mit abdecken, wobei allerdings informationsstrukturelle Unterschiede zu bedenken sind.
- (c) Wie steht es mit Resumptivpronomina im Althochdeutschen und Mittelhochdeutschen?
- (d) Gibt es im Althochdeutschen und Mittelhochdeutschen eine relative Verschränkung? Kommt das wirklich erst im Frühneuhochdeutschen auf? Oder ist ähnlich wie bei (c) eine Kontinuität in Textsorten mit konzeptioneller Mündlichkeit anzunehmen und ggf. zu belegen?

7. Varianzparameter für die Beschreibung des Relativsatzes

Eine sprachtypologische Parametrisierung der Phänomene wurde in Abschnitt 2. als wichtiger Schritt zur Verklammerung gegenwartsbezogener und historischer Grammatikschreibung vorgeschlagen. Ein entsprechendes Verfahren wird im Projekt „Grammatik des Deutschen im europäischen Vergleich“ für den synchronen Sprachvergleich praktiziert. Die sprachtypologische Parametrisierung eines Phänomens ist gleichzeitig wesentliches Strukturprinzip der Darstellung in den Studien, die in diesem Projekt erstellt werden.

Jedes **Thema**, z.B. der Relativsatz, soll in (mindestens) folgenden drei **Bausteinen** abgehandelt werden:

1. Funktionale und typologische Charakterisierung

Dabei sollen Universalien und Vergleichsparameter bzw. Parameter der Varianz isoliert werden, die als Richtschnur der Kontrastierung dienen.

2. Die Belegung der Varianzparameter in den europäischen Sprachen

Die Binnengliederung ergibt sich durch Abruf der einzelnen Parameter, nicht etwa nach Sprachen. Bei jedem Parameter ist auf die Kontrastsprachen einzugehen, an-

dere europäische Sprachen können hinzugenommen werden. Nach Möglichkeit werden tabellarische Übersichten gegeben.

3. Das Deutsche

Auch hier ergibt sich eine Binnengliederung durch den Abruf der Parameter. Die Behandlung im Deutschen muss auf jeden Fall sehr viel eingehender sein als die der Kontrastsprachen.

Basis der Beschreibung ist die Bestimmung der übergreifenden „funktionalen Domäne“ des Relativsatzes bzw. allgemeiner – da auch nicht-finite Formen einzubeziehen sind – des Relativsyntagmas. Sie lautet:

Durch Relativsyntagmen wird propositionale Information zu einem (meist nominalen) Kopf in eine übergreifende Struktur (einen Matrixsatz) integriert. Dabei wird wie etwa in dt. *Mann, der gestern gekommen ist* ein nominales Charakteristikum (,Mann‘) mit einem propositionalen, also sachverhaltsbezogenen Charakteristikum (,ist gestern gekommen‘) verknüpft, im Beispiel zu:

derjenige x so dass gilt: x ist ein Mann und x ist gestern gekommen

x repräsentiert dabei die semantische Leerstelle, über die die Verknüpfung verläuft. Sie kann einen syntaktischen Repräsentanten x' im Relativsatz haben, muss es aber nicht.

Im Folgenden präsentiere ich ausschnittsweise die Varianzparameter, die für den Relativsatz herausgearbeitet wurden:¹¹

1. **Relativsatz und Relativinfinit:** Verfügt eine Sprache über Relativsätze (die meisten europäischen Sprachen) oder Relativinfinite (Türkisch)? Wenn sie beide Formen kennt, welche ist dominant?
2. **Parameter der Subordination:** Wird Subordination überhaupt syntaktisch ausgedrückt? Wenn ja, wird sie durch einen Subordinator oder affixal ausgedrückt? Ist der Subordinator ein Relativpronomen/Relativadverb oder eine Relativpartikel? Von welchen weiteren Mitteln der Subordination, z.B. Nebensatzstellung, wird Gebrauch gemacht?
 Relativpronomina stimmen mit ihren Bezugswörtern in bestimmten morphologischen Kategorien wie Genus und Numerus überein, sie „attribuieren“. Relativpartikeln sind unveränderlich. Relativadverbien realisieren die semantische Leerstelle x in den Fällen, in denen eine spezifische adverbiale syntaktische Funktion vorliegt. Relativpronomina können neben der attribuierenden Funktion auch die der Leerstellenfüllung haben, wenn ihre

¹¹ Zu einer genaueren Darstellung vgl. Zifonun (2001b). Die Bestimmung erfolgt dort teilweise im Anschluss an Lehmann (1984).

Form (z.B. ihr Kasus) von der syntaktischen Funktion im Relativsatz (mit)bestimmt ist; sie sind dann syntaktische Repräsentanten für x.

3. **Parameter für syntaktische Relationen:** Ist der Relativsatz adnominal (mit externem Nukleus/Bezugswort und syntaktisch integriert), dabei prä- oder postnominal. Oder ist er zirkumnominal (mit internem Nukleus und syntaktisch integriert)?

Die Relativsyntagmen im europäischen Bereich sind adnominal, dabei in der Regel (mit Ausnahme etwa des Türkischen) postnominal. Das Navaho (athapaskische Familie des Na-Dene-Phylums amerikanischer Indianersprachen, gesprochen in Arizona und New Mexiko) ist eine der seltenen Sprachen mit zirkumnominalem Relativsatz. Die Konstruktionsweise kann im Deutschen so „simuliert“ werden: *ich werde, welchen Weg du gehst, gehen.*

4. **Parameter Pronominalisierung oder Lückenbildung:** Wird – bei externem Nukleus/Bezugswort – die semantische Leerstelle in Relativsätzen durch ein Pronomen aufgenommen? Oder liegt Lückenbildung vor? Leerstellen füllende Pronomina können die Relativpronomina sein oder (meist bei Relativpartikel oder Fehlen des Subordinators) resumptive Personal- oder Demonstrativpronomina.
5. **Parameter Zugänglichkeitshierarchie für syntaktische Relationen:** Welche syntaktischen Funktionen sind in einer Sprache für den syntaktischen Repräsentanten x' der semantischen Leerstelle in Relativsätzen zugelassen?
6. **Parameter Relativierbarkeit mittelbarer Konstituenten:** Sind auch mittelbare Konstituenten relativierbar? Sind Konstituenten mittelbar untergeordneter Sätze relativierbar?
7. **Parameter ‚freier Relativsatz‘:** Gibt es in einer Sprache freie Relativsätze? Unterscheiden sie sich morphosyntaktisch vom normalen Typ?
8. **Restriktiver und appositiver Relativsatz:** Kennt eine Sprache neben dem restriktiven Typ auch den appositiven? Sind die Ausdrucksformen beider Typen identisch oder nicht?

8. Die sprachtypologische Parametrisierung des Gegenwartsdeutschen

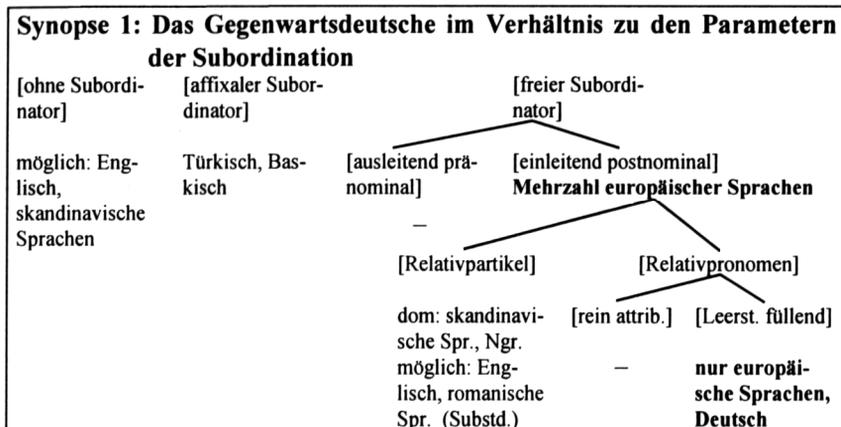
Im Hinblick auf die diachrone Linie, auf die es hier vor allem ankommt, sind vor allem die Parameter 2, 4 und 6 zu betrachten.

Wir stellen fest: Das Gegenwartsdeutsche verkörpert in nahezu prototypischer Weise einen Typ, der alleine in Europa auftritt: den Typ des Relativsatzes mit **Leerstellen füllendem Relativpronomen**.

Parameter 2: Zwar gibt es eine ganze Reihe anderer Parameterbelegungen für die Parameter der Subordination in den europäischen Sprachen. Die deutschen Relativpronomina sind aber eindeutig Leerstellen füllend, sie drücken also die syntaktisch-semantische Funktion der Leerstelle im Relativsatz (durch Kasus oder Präposition+Kasus) aus. Das Gegenwartsdeutsche teilt diesen Zug z.B. mit dem Lateinischen oder slawischen Sprachen wie dem Polnischen. Das Standarddeutsche der Gegenwart schließt andere Parameterbelegungen aus. In dieser Hinsicht unterscheidet es sich etwa vom Englischen, das Relativpronomen und Relativpartikel (*that*) sowie subordinatorlose Relativsätze kennt. Die skandinavischen Sprachen verfügen hauptsächlich über die Relativpartikel und den subordinatorlosen Relativsatz. Es gibt also eine enge Verknüpfung zwischen dem Vorkommen der Relativpartikel als Subordinator und der Möglichkeit des subordinatorlosen Relativsatzes in einer Sprache. Beide Formen implizieren, dass die semantische Leerstelle syntaktisch nicht ausgedrückt ist – es sei denn, es wird ein resumptives Pronomen gesetzt. Insofern ist verständlich, dass Lehmann von einem optionalen Subordinator spricht.

Parameter 4: Es gibt keine Resumptiva (in Übereinstimmung mit dem Fehlen von Relativpartikeln). Das bedeutet, das Relativpronomen vereinigt auf sich drei Funktionen: Subordination, Attribution (Genus-Numerus-Korrespondenz) und Leerstellenfüllung/Ausdruck der syntaktischen Funktion im Relativsatz. Ein resumptives Pronomen wäre tautologisch und wird nicht gesetzt.

Parameter 6: Das Gegenwartsdeutsche ist sehr zurückhaltend, was Verschränkungen angeht (etwa im Gegensatz zum Englischen). Auch in mündlicher Sprache finden sich überwiegend nur Ausweichkonstruktionen mit resumptivem Pronomen wie: *Das ist der Mann, von dem ich glaube, dass ich ihn gestern gesehen habe* versus ^{??}*Das ist der Mann, den ich glaube, dass ich gesehen habe*.



9. Die diachrone Linie sprachtypologischer Parametrisierung

Blickt man auf frühere Sprachstufen, so zeigt sich, dass hier Parameterbelegungen erscheinen, die uns aus der europäischen Gegenwartsverteilung bekannt sind, die das Deutsche aber nicht mehr kennt: das Fehlen des Subordinators, die Lösung mit Relativpartikel. Hier haben sich die kontinentalgermanischen Sprachen von den urgermanischen Verfahren abgelöst, während Englisch und die skandinavischen Sprachen einschließlich des Isländischen (teilweise) noch die entsprechenden Optionen haben. Festzuhalten ist allerdings, dass die Partikeln selbst nicht stabil sind, sondern unterschiedliche Wurzeln haben.

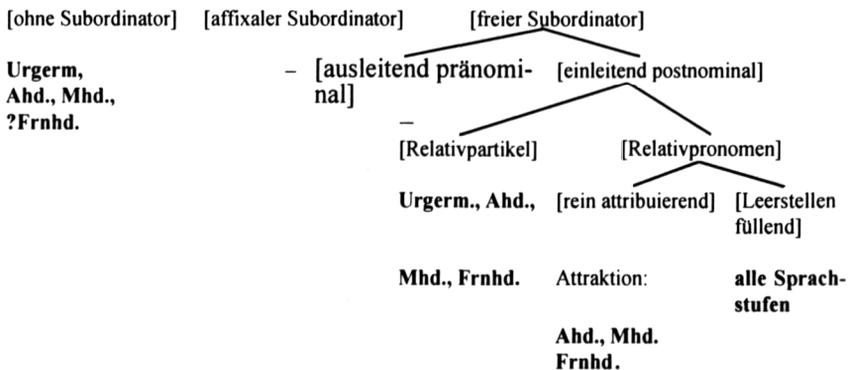
Nur wenig durchsetzungsfähig war wohl das Resumptivum (bei Relativpartikel); Resumptiva spielen in romanischen Substandardvarietäten eine größere Rolle. Zu fragen ist, ob Resumptiva generell ein Substandardphänomen sind.

Eine Konstante scheint in der deutschen Sprachgeschichte zu sein, dass Relativsatzverschränkungen wenig favorisiert sind. Auch hier verhalten sich Englisch und die skandinavischen Sprachen wiederum ganz anders: Relativpartikeln und der Kasusabbau (im Englischen und in den festlandskandinavischen Sprachen) begünstigen die Verschränkung.

Interessant ist, dass die Herausbildung des Leerstellen füllenden Relativpronomens über eine (wohl nur kurze) Zwischenstufe der Formenprägung verlaufen ist, die es heute in Europa nicht mehr gibt, wohl aber im klassischen Arabischen, im Swahili und anderen afrikanischen Sprachen: die des

rein attribuierenden Relativpronomen, das im Kasus mit dem Bezugswort übereinstimmt. Man kann nun spekulieren, ob das Vorbild des Lateinischen entscheidend war für die Herausbildung der Leerstellen füllenden Relativa oder (wie Lehmann es sieht) der selbständige parataktische Typ.

Synopse 2: Die Entwicklung des Deutschen im Verhältnis zu den Parametern der Subordination



Der Weg der Entwicklung führt also von einer stärkeren Varianz und Indeterminiertheit bezüglich wichtiger Parameter zu einer sehr klaren Profilierung. Dies zeigt die Hierarchie in Synopse 2. Das Gegenwartsdeutsche kennt nur noch die Option „ganz rechts außen“, während in früheren Sprachstufen weitere Optionen gegeben waren.

10. Schlusswort

Wie schon angedeutet, ist von einer Sprachstufengrammatik weder eine explizite diachrone Linearisierung noch eine Sprachtypologie zu erwarten. Beide Aspekte können sich nur in einer Art **Subtext** niederschlagen: Das heißt:

- Es müsste sichergestellt sein, dass sowohl die sprachtypologischen Parametrisierungen als auch die Parameterbelegungen im Gegenwartsdeutschen im Blick sind und bei der Deskription reflektiert werden.
- Das würde bedeuten: Jede Nicht-Erwähnung einer im Gegenwartsdeutschen vorhandenen Parametrisierung würde signalisieren, dass diese für die frühere Sprachstufe nicht gegeben ist.
- Umgekehrt verdienen Parametrisierungen, die im Gegenwartsdeutschen nicht gegeben sind, besondere Beachtung. Sie können a) inzwischen nicht mehr gegebene

„Allianzen“ mit anderen Sprachen oder gar Sprachtypen verkörpern und b) auf typologisch bedeutsame Entwicklungen verweisen.

Eine diesbezügliche Abstimmung der Sprachstufengrammatiken einer historisch sich entwickelnden Einzelsprache käme einer diachronen Beschreibung des Deutschen als Serie typologisch vergleichbar parametrisierter Sprachstufen gleich. Damit hätten wir vieles erreicht.

11. Abkürzungen, Notationen

V1, V2, VL	Verberst(satz), Verbzweit(satz), Verbletzt(satz)
[]	Lücke

12. Literatur

- Beck, Heinrich (1998): Die germanischen Sprachen der Völkerwanderungszeit. – In: Besch, Werner/Betten, Anne/Reichmann, Oskar/Sonderegger, Stefan (Hgg.) (1984, ²1998): Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. 1. Teilband. Berlin/New: de Gruyter (= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 2.1) 979–993.
- Behagel, Otto (1923–1932): Deutsche Syntax. Eine geschichtliche Darstellung. Bd. 1–4. – Heidelberg: Winter.
- Braune, Wilhelm (1886; ¹⁴1987): Althochdeutsche Grammatik. Bearb. von Hans Eggers. – Tübingen: Niemeyer (= Sammlung kurzer Grammatiken germanischer Dialekte. A. Hauptreihe Nr. 5).
- (1880; ¹⁸1973): Gotische Grammatik. neu bearb. von Ernst A. Ebbinghaus. – Tübingen: Niemeyer (= Sammlung kurzer Grammatiken germanischer Dialekte. A. Hauptreihe Nr. 1).
- Brugmann, Karl/Delbrück, Berthold (1886–1900): Grundriss der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen. 5 Bde. – Strassburg: Trübner.
- Bybee, J. L. (1985): Morphology. A Study of the Relation Meaning and Form. – Amsterdam: Benjamins.
- Croft, William (1993): Functional-typological theory in its historical and intellectual context. – In: Sprachtypologie und Universalienforschung 46/1, 15–26.
- Comrie, B. (1996): Sprache und Sprachen: Universalien und Typologie. – In: Lang, Ewald/Zifonun, Gisela (Hgg.): Deutsch – typologisch. Berlin/New York: de Gruyter (= Jahrbuch IDS 1995) 16–30.

- Dal, Ingerid (1952; ³1966): Kurze deutsche Syntax. Auf historischer Grundlage. – Tübingen: Niemeyer (= Sammlung kurzer Grammatiken germanischer Dialekte. B. Ergänzungsreihe Nr. 7).
- Ebert, Robert Peter (1986): Historische Syntax des Deutschen II: 1300–1750. – Bern/Frankfurt a. M.: Lang (= Germanistische Lehrbuchsammlung 6).
- (1993): Syntax. – In: Reichmann, Oskar/Wegera, Klaus-Peter (Hgg.): Frühneuhochdeutsche Grammatik. Von Robert Peter Ebert, Oskar Reichmann, Hans-Joachim Solms, Klaus-Peter Wegera. – Tübingen: Niemeyer (Sammlung kurzer Grammatiken germanischer Dialekte. A. Hauptreihe Nr. 12) 313–485.
- Eisenberg, Peter (1998): Grundriss der deutschen Grammatik. Das Wort. – Stuttgart: Metzler.
- Gabelentz, Georg von der (1901): Die Sprachwissenschaft, ihre Aufgaben, Methoden und bisherigen Ergebnisse. Leipzig: Weigel.
- Gärtner, Hans-Martin (1998): Does German Have V2 Relative Clauses? Sprache und Pragmatik Arbeitsberichte. Lund: Germ. Inst. der Univ. (= S & P 48).
- Greenberg, J. H. (1963): Some Universals of Grammar With Particular Reference to the Order of Meaningful Elements. – In: J. H. Greenberg (ed.): Universals of Language. (Cambridge/Mass: MIT Press) 73–113.
- Haiman, John (1983): Iconic ad economic motivation. – In: Language 59/1983, 781–819.
- Haiman, John (1985): Natural syntax. – Cambridge: Cambridge University Press.
- Haspelmath, Martin (1999): Optimality and diachronic adaptation. – In: Zeitschrift für Sprachwissenschaft 18.2, 180–205.
- Hawkins, John A. (2001): Why are categories adjacent. – In: Linguistics 37/2001, 1–34.
- Koch, Peter/Österreicher, Wulf (1994): Funktionale Aspekte der Schriftkultur. – In: Günther, Hartmut/Ludwig, Otto (Hgg.): Schrift und Schriftlichkeit. Ein interdisziplinäres Handbuch internationaler Forschung. 1. Halbband Berlin/New York: de Gruyter (= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 10.1) 587–604.
- König, E. (1996). Kontrastive Grammatik und Typologie. – In: Lang, Ewald/Zifonun, Gisela (Hgg.): Deutsch – typologisch. Berlin/New York: de Gruyter (= Jahrbuch IDS 1995) 31–54.
- Lehmann, Christian (1984): Der Relativsatz. – Tübingen: Narr (= Language Universals Series Vol 3).
- (1995): Relativsätze. – In: Jacobs, Joachim/Stechow, Arnim von/Sternefeld, Wolfgang/Vennemann, Theo (Hgg.): Syntax. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung. 2. Halbband. Berlin/New York: de Gruyter (= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 9.2) 1199–1216.
- Müller, Gereon (2000): Das Pronominaladverb als Reparaturphänomen. – In: Linguistische Berichte 182/2000, 139–178.
- Newmeyer, Frederick J. (1998): Language form and language function. – Cambridge/Mass: MIT Press.
- Paul, Hermann (1881; ¹⁹1963): Mittelhochdeutsche Grammatik. Bearb. von Mitzka, Walter. – Tübingen: Niemeyer (= Sammlung kurzer Grammatiken germanischer Dialekte A. Hauptreihe Nr. 2).

- (1881; ²³1989): *Mittelhochdeutsche Grammatik*. Neu bearb. von Wiehl, Peter/Grosse, Siegfried. – Tübingen: Niemeyer (= Sammlung kurzer Grammatiken germanischer Dialekte A. Hauptreihe Nr. 2).
- (1919): *Deutsche Grammatik*. Bd. 3, 4: Syntax. – Halle/S.: Niemeyer.
- Ramat, Paolo (1995): *Typological Comparison: Towards a Historical Perspective*. – In: Shibatani, Masayoshi/Bynon, Theodora (Hg.): *Approaches to Language Typology*. Oxford/New York, 27–49.
- Reichmann, Oskar/Wegera, Klaus-Peter (Hgg.) (1993): *Frühneuhochdeutsche Grammatik*. – Tübingen: Niemeyer (= Sammlung kurzer Grammatiken germanischer Dialekte A. Hauptreihe Nr. 12).
- Robinson, Orrin W. (1997): *Clause Subordination and Verb Placement in the old High German Isidor Translation*. – Heidelberg: Winter.
- Wegera, Klaus-Peter (2000): *Grundlagenprobleme einer mittelhochdeutschen Grammatik*. – In: Besch, Werner/Betten, Anne/Reichmann, Oskar/Sonderegger, Stefan (Hgg.) (1985; ²2000): *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung*. 2. Teilband (= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 2.2) 1304–1320.
- Wurzel, Wolfgang Ullrich (1994): *Grammatisch initiiertes Wandel*. Unter Mitarbeit von Andreas Bittner und Dagmar Bittner. – Bochum (= Jeßing, Benedikt (Hg.): *Sprachdynamik. Auf dem Weg zu einer Typologie sprachlichen Wandels* 1).
- (1996): *Morphologischer Strukturwandel: Typologische Entwicklungen des Deutschen*. – In: Lang, Ewald/Zifonun, Gisela (Hgg.): *Deutsch – typologisch* (= Jahrbuch IDS 1995) 492–524.
- Zaefferer, Dietmar (1995): *Comparative Surveys in Syntactic Typology: A Critical Guide*. – In: Jacobs, Joachim/Stechow, Arnim von/Sternefeld, Wolfgang/Vennewald, Theo (Hgg.): *Syntax. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung*. 2. Halbband. Berlin/New York: de Gruyter (= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 9.2) 1109–1115.
- Zifonun, Gisela/Hoffmann, Ludger/Strecker, Bruno et al. (1997): *Grammatik der deutschen Sprache*. 3. Bde. – Berlin/New York: de Gruyter (= Schriften des Instituts für Deutsche Sprache 7).
- Zifonun, Gisela (2001a): *Grammatik des Deutschen im europäischen Vergleich*. – In: *Studia Linguistica XX/2001* (Breslau, Acta Universitatis No 2296).
- (2001b): *Grammatik des Deutschen im europäischen Vergleich: Der Relativsatz*. – Mannheim: IDS (= *amades* 3/01).